

MIKAEL LUNDT

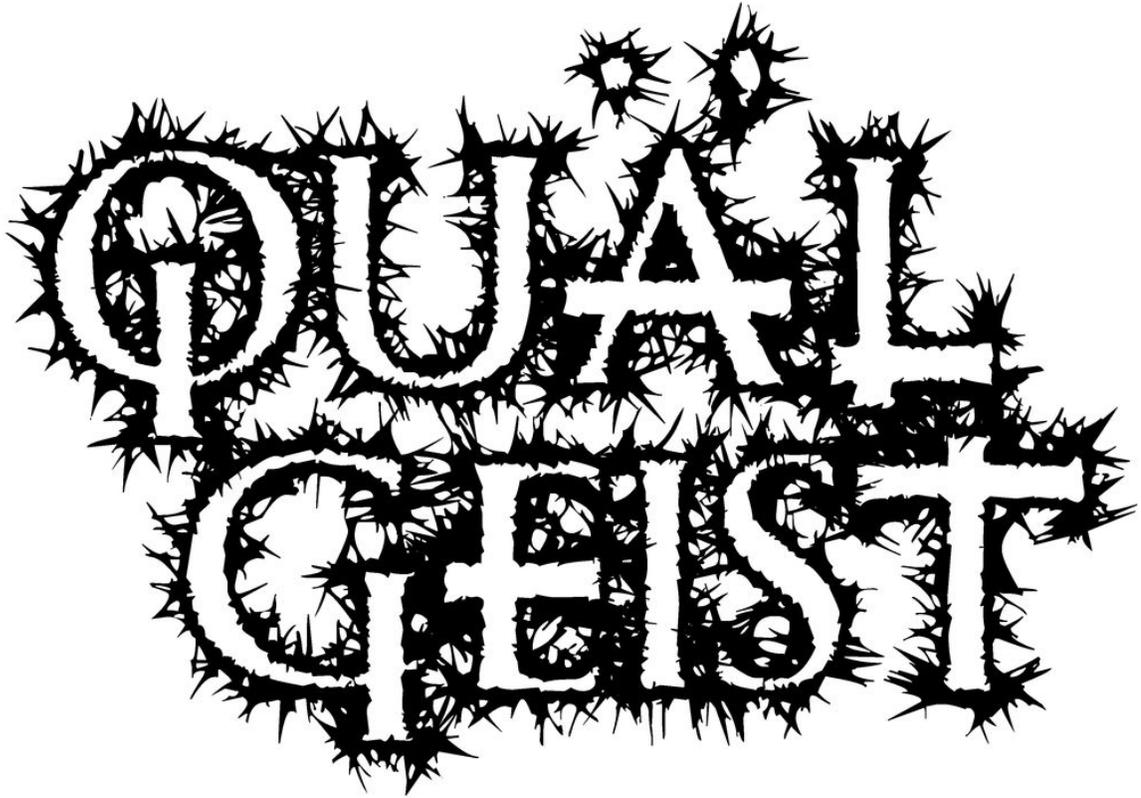


GOUDAL
GELIST



MIKAEL LUNDT
AUTOR & SELF-PUBLISHER

Mikael Lundt



Hausmanns krude Fälle 2

4. Oktober 1977

Der letzte Schnitt war getan. „Clara, du und ich. Für immer!“

Die Klinge des Taschenmessers verharrte einige Sekunden schwebend über der Rinde der uralten Eiche. Dann klappte eine Jungenhand die Schneide ein. Ein mechanisches „Klack“ hallte durch den in der Abenddämmerung still daliegenden Wald. Rund um den mächtigen Baumkreis, zu dem die Eiche gehörte, kam zaghaft Nebel auf. Ein sanfter Wind zupfte die ersten losen Herbstblätter von den Bäumen.

Luis spürte eine zärtliche Berührung an seiner linken Schulter. Er drehte sich um.

Da stand sie!

„Clara“, hauchte er.

Sie lächelte ihn an und nahm ihm das Messer aus der Hand.

Ihm wurde flau im Magen. Was würde sie jetzt tun? Seine Liebesbekundung auslöschen? Er vermochte kaum auszuhalten, wie sie so dastand und ihn ansah!

Sie war wunderschön, goldene Locken, zarte Sommersprossen, die nun im Herbst bereits wieder am Verblassen waren. Dazu die frühlinggrünen Augen, in denen man sich verlieren konnte. Dann schritt sie zum Baum und klappte die Klinge erneut aus. Sie zerstörte die Botschaft nicht, sondern ritzte ein Herz um sie herum in die Rinde. Sie wandte sich ihm wieder zu und blickte ihn an, immer noch ohne ein einziges Wort zu sprechen.

Luis tat einen Schritt auf sie zu, wollte sie berühren. Doch ihr Bild zerfiel zu Asche. Dahinter glimmte die Rinde des Baumes in frostigem Licht. Es brach durch die eingeritzten Buchstaben und stach in den Augen.

Ein Heulen brauste auf und bescherte ihm Gänsehaut am ganzen Körper. Sofort fühlte sich Luis, als hätte man ihn in Eiswasser geworfen.

„Weg! Nur weg von hier!“, schoss es ihm durch den Kopf. Er wollte losrennen, doch irgendetwas schien ihn festzuhalten. Es war wie eine Klaue, die ihn am Nacken packte und nach vorne schleifen wollte. Fast wie es sein Vater tat, wenn er ihn bestrafte, weil er die Schule geschwänzt hatte. Aber dieser Griff war kälter, härter.

Das Heulen um ihn herum schwoll weiter an, ein wütender Wind trieb Nebelschwaden um die Bäume.

Dann hörte er eine Stimme. Sie wisperte, so flüchtig, als käme sie von weit her. Doch ihre Worte waren klar. „Du und ich für immer!“

Dann brach eine zügellose Energie aus dem Baum und ließ ihn nach hinten taumeln. Er spürte, wie sie in ihn eindringen wollte. Luis schrie, fuchtelte mit den Armen, wollte sich wehren. Doch es gab nichts Körperliches, das er zurückschlagen konnte. Seine Kraft drohte zu schwinden, irgendetwas stahl sie ihm und nährte sich daran. Seine Wahrnehmung verblasste allmählich.

Dann ein Schuss. Das war ein Gewehr gewesen. Luis zuckte zusammen, er war wieder im Hier und Jetzt.

Aus dem Nebel kam sein Vater angerannt mit einem kalkweißen Gesicht. Er packte ihn am Arm, zerrte ihn fort. „Komm weiter, Junge!“, schrie er.

Luis spürte, wie die eisige Klaue im Genick schwächer wurde – und der Griff des Vaters kräftiger. Er kämpfte sich vorwärts, schüttelte die Hand seines Vaters ab und zog an ihn vorbei. Doch immer noch vernahm er das wütende Brausen hinter sich.

Ein Blitz zuckte durch den Wald.

Luis wandte sich um.

Sein Vater stand erstarrt zwischen den Bäumen, ein eisiges Glimmen hüllte ihn ein.

Luis torkelte rückwärts. Er rannte los, rannte wie der Teufel. Nur noch nach Hause! Weg von diesem wütenden Heulen, weg von all dem Schrecken!

Tobis Füße gehorchten ihm nicht. Es war, als hätten sich binnen Sekunden Wurzeln um seine Schuhe geschlungen, die sich immer weiter zusammenschnürten. Tobi wusste, dass der Gedanke purer Blödsinn war. In Wahrheit gab es keine Wurzeln, vielmehr vermochte er die Füße nicht hochzuheben. Seit einer kleinen Ewigkeit fühlte er sich wie gelähmt. Etwas in ihm schrie: „Bleib einfach stehen!“

„Was ist jetzt, du Pissnelke?“, fragte Milan ungeduldig, der zwei Schritte vor ihm stand und ihn herausfordernd anblickte. „Ziehen wir’s durch!“

Tobi starrte ihn an. War dieser Typ wirklich sein Kumpel? Bloß weil sie beide in der 9b waren, mussten sie noch lange keine Freunde sein. „Ich ...“, setzte er an.

„Du scheißt dich ein!“, beendete Milan Tobis Satz auf seine gewohnt rustikale Art.

„Nein. Aber wir wissen ja nicht, ob vielleicht doch jemand zu Hause ist“, erklärte Tobi ruhig.

„Der Kerl ist weggefahren, kein Auto in der Einfahrt, der Schlagbaum ist unten.“

„Schon. Aber was, wenn er ne Alarmanlage hat, nen Hund, ein Gewehr? Der soll Jäger sein, der hat sicher ein Gewehr!“

„Noch mal, der Typ ist nicht da, ich hab ihn beschattet.“ Milan tippte sich mit einem Zeigefinger an die Stirn „Ich bin doch nicht doof. Der hat nen riesigen Koffer in den Wagen geladen und ist zu irgendeiner Reise aufgebrochen. Dauert bestimmt ein paar Tage.“

Tobis Füße fühlten sich ein bisschen weniger wie Stein an. „Wenn die uns erwischen! Du hast schon zwei Jugendstrafen und ich ...“

„Du willst nicht, dass Mama dich ausschimpft. Typisch Polizistensöhnchen“, sagte Milan verächtlich.

Tobi lief rot an. Er hatte Glück, dass es dämmerte und man hier mitten im Wald kaum Grau von Braun unterscheiden konnte. „Ich will nicht erschossen werden! Oder verhaftet“, protestierte er.

„Wirst du nicht, komm jetzt. Wer soll uns hier schnappen. Du weißt doch am besten, die nächste Polizeiwache ist über zehn Kilometer entfernt. Und die brauchen bei den Schotterpisten sicher ne halbe Stunde hierher. Dann besaufen wir uns längst mit dem Jägermeister, den der Alte da drin hortet.“ Milan grinste. Die Aussicht auf einen deftigen Rausch sorgte schon jetzt für selige Zufriedenheit bei ihm. Er ging los in Richtung Anwesen.

Tobi konnte nicht behaupten, dass es eine bewusste Entscheidung gewesen wäre, als er den rechten Fuß langsam hob und einen Schritt nach vorne tat. Aber er merkte, dass sogleich der linke Fuß folgte. Er beschleunigte seinen Schritt und schloss zu Milan auf.

Der drückte ihm ein Brecheisen in die Hand und trat zum rot-weiß lackierten Schlagbaum, der die Einfahrt zur Fenger-Villa versperre. Er schlüpfte darunter hindurch.

Weiter hinten sah Tobi schemenhaft ein Eisentor zwischen zwei Granitpfeilern, die oben mit wuchtigen Steinfiguren besetzt waren. Ein Eber und ein Hirsch. „Die Tiere beobachten uns“, dachte er. Die hereinbrechende Nacht ließ sie zum Fürchten aussehen.

Tobi bückte sich und glitt seitwärts ebenfalls unter dem Schlagbaum durch. Dann ging er Milan hinterher. Er hielt es immer noch für eine gefährliche Idee, aber er wollte ein für alle Mal beweisen, dass er keine Pissnelke war. Kein Mamasöhnchen. Keiner von den Warmduschern, die Milan so hasste und denen er das Handy vor der Schule abzog oder das Taschengeld klaute.

Derweil stieg Milan über das Eisentor.

Tobi sah, wie er auf der anderen Seite wieder hinuntersprang.

„Komm, mach hin“, zischte Milan von drüben und leuchtete mit der Taschenlampe nach oben ans Gitter, damit Tobi besser sehen konnte.

Tobi kletterte hoch und schwang sich über das geschmiedete Eisentor. Dann lief er Milan nach. Weiter hinten erhob sich die dunkle Villa vor dem letzten Rest des tiefblauen Dämmerlichts. Tobi war klar, es gab nur eines, das schlimmer war, als nachts in dieses gruselige Haus einzubrechen. Und das war, allein hier draußen im Wald bleiben zu müssen.

Den Kellereingang aufzuhebeln war leichter als gedacht verlaufen. Nur kurz hatten Milan und Tobi mit dem Brecheisen die Holzluke anheben müssen, die über der Treppe nach außen angebracht war, und schon hatte ihnen das dumpfe Knirschen verraten, dass die Bretter nicht allzu stabil waren. Ein beherzter Ruck, und der Zugang war frei. Sie stiegen die Steinstufen hinab.

Mit der Taschenlampe leuchtete Milan das gemauerte Gewölbe ab, doch im funzeligen Lichtstrahl war wenig zu erkennen. Die Jungs gingen links und rechts an den Wänden entlang auf der Suche nach einem Lichtschalter. Vergeblich.

„Drecksscheiße, warum hat der Bastard kein Licht?“, fluchte Milan in die Dunkelheit.

„Psst“, zischte Tobi instinktiv, immer noch nicht restlos überzeugt, dass der Hausherr tatsächlich abwesend war.

„Ach, scheiß dich nicht ein, wir suchen jetzt den Weg nach oben und schnappen uns ein paar Trophäen. Und dann verpissen wir uns, alles klar?“

Tobi nickte nur stumm. Was immer Milan sagte, Hauptsache, sie kamen hier schnellstens raus und das ohne Handschellen – und ohne Schusswunde im Bauch.

Sie arbeiteten sich vorwärts durch den mit alten Möbeln und Kisten vollgestellten Keller. Tobi hielt an und öffnete einige der Kartons. Sie waren voll mit Büchern, esoterischen

Broschüren und alten Programmheften für Veranstaltungen wie „Esoworld“ oder „Global Spirits“.

Ungläubig runzelte Tobi die Stirn. „Der Typ soll Jäger sein? Nie im Leben“, murmelte er. Ein wenig beruhigte ihn das, denn die Wahrscheinlichkeit, dass ein Wunderheiler oder Sektenguru ein Gewehr im Haus hatte, war deutlich geringer als bei einem Jäger.

Milan beendete Tobis Grübeln über den Beruf des Villenbesitzers. „Da vorne, schau mal“, sagte er und leuchtete mit seiner Taschenlampe auf eine verriegelte Tür am anderen Ende des Kellergewölbes. Sie war mit einem Querriegel und zwei dicken Vorhängeschlössern gesichert. „Ich wette, da ist fette Beute drin, wenn er das doppelt und dreifach absichert!“ Er setzte seinen Rucksack ab und zog einen Bolzenschneider heraus. „Mal sehen, ob sich die 75 Euro gelohnt haben.“

„Du hast doch gesagt, du hast das Ding im Baumarkt gezogen.“

Milan grinste überlegen. „Ja, stimmt. Aber wert ist er 75 Öcken, da kann man doch Qualität erwarten, oder?“

Sie gingen auf die verriegelte Tür zu. Zwei Schritte davor blieben sie stehen.

„Ein Schloss du, das andere ich?“, fragte Milan und schlug Tobi auf die Schulter.

„Ich, also ...“

„Hahaha, ja, schon gut. Ich mach's.“

„Ist ja nicht so, dass ich nicht wollte, aber ...“ Er stockte. „Milan, sag mal, hörst du das?“

Sie lauschten.

„Ich höre gar nichts. Höchstens, wie meinem Kumpel vor Angst die Zähne klappern.“

„Nein, das kommt von da drinnen.“

Milan drückte ein Ohr an die Holztür. Er lauschte einen Moment angestrengt. „Ist das eine Stimme?“, hauchte er. „Nein, warte. Klingt wie ein Heulen“, korrigierte er sich.

Tobi legte ebenfalls ein Ohr an die Tür. „Es hört sich so traurig an. Ist das ein Kind?“ Er trat wieder einen Schritt zurück und sah Milan fragend an. „Was sollen wir jetzt tun?“

„Aufmachen“, sagte Milan bestimmt und hob den Bolzenschneider.

„Bist du irre? Was, wenn da wirklich einer drin ist? Wenn dieser Jäger, oder was auch immer, ein psychopathischer Entführer ist? Was, meinst du, macht der mit uns?!“

Während er diese Worte sprach, ging Tobi wie in Zeitlupe rückwärts. Scheiß Mutproben, scheiß Übermut, was hatte er sich dabei gedacht?

Milan setzte derweil den Bolzenschneider an und spannte die Muskeln.

„Warte, lass uns noch mal überlegen, vielleicht sollten wir die Polizei holen?“, fragte Tobi, wohl wissend, dass er den starrsinnigen Milan damit kaum umstimmen konnte.

Mit metallischem Knacken durchtrennte der Bolzenschneider die Bügel der Schlösser. Kaum hatte Milan den Riegel zur Seite geschoben, drückte ein Windstoß die Tür auf und ließ ihn zurücktaumeln. Dichte Nebelschwaden drangen aus dem Verschlag. Der Wind trug das traurige Heulen nun in zehnfacher Lautstärke heraus. Tobi ging das Geräusch durch Mark und Bein.

Da verstummte das Wehklagen plötzlich. Nach einem kurzen Flackern versagte Milans Taschenlampe.

Tobi stand wie verloren mitten im schummrigen Kellergewölbe. Jenseits der Tür lauerte ein kaltblauer Schein. Der Nebel waberte immer noch durch die Luft. Dieses magische Licht zog Tobi in seinen Bann. Er ging unbewusst wieder vorwärts, um besser sehen zu können, woher es stammte.

Im zuvor verriegelten Raum war der alte Wurzelstock eines Baumes zu erkennen, dessen kläglicher Rest Rinde das blassblaue Licht abgab. Ein sanfter Wind wehte offenbar rund um den Baumstumpf herum, doch er schien von nirgends zu kommen.

Ohne es zu merken, war Tobi mittlerweile bis an die Tür herantreten, in der Milan wie festgerostet stand und stumm in den Raum blickte. „Lass uns verdammt noch mal abhauen!“, rief er ihm direkt ins Ohr.

Der sonst so abgebrühte Teenager fuhr aus seiner Starre hoch und drehte sich zu Tobi um. Er sah etwas in Milans Augen, was er bei seinem Kumpel nie zuvor gesehen hatte. Es musste Angst sein. Nein, Panik.

Der Wind brauste auf, heulte und zerzauste Milans schulterlange braune Haare.

„Ja, verfluchte Scheiße, du hast recht!“, schrie Milan.

Tobi wollte sich umwenden und aus dem Keller rennen, doch er kam nur ein paar Schritte weit. Der Wind riss an ihm. Unbändige Kraft zerrte ihn in Richtung Tür. Seine Schuhe rutschten über den Steinboden, fanden keinen Halt mehr. „Verdammt, Milan!“, brüllte er über das Tosen hinweg.

Mit den Fingern krallte sich Milan in den Türrahmen, seine Beine wurden in den Raum hineingezogen.

Tobi verlor das Gleichgewicht und schlitterte der Tür entgegen. Der Wind stürmte noch einmal umso heftiger los, knallte die Tür zu, zerschmetterte Milans Finger und ließ ihn in den Raum trudeln. Die Tür wurde aus den Angeln gehoben und zerschellte im Inneren des Raumes. Tobi sah, wie Milan gegen den Baumstumpf prallte, der nun gleißend hell strahlte. Ein aggressives Licht, das unter der Rinde hervorbrechen wollte. Es brannte in den Augen wie Säure.

Bäuchlings rutschte Tobi über den Boden und mühte sich, Halt zu finden, während er immer weiter in Richtung Baum gesaugt wurde. Er griff wild um sich, bekam eine rostige Eisenstange zu fassen und versuchte, sie irgendwo zu verkeilen. Ein Kreischen wie ein Dutzend bremsender Güterzüge erfüllte den Raum hinter ihm. Er legte die Stange quer und sie blieb am Türrahmen hängen. Mit aller Kraft klammerte er sich daran fest und sah nach hinten. Das Licht war unerträglich. Aus tränenden Augen erkannte er schemenhaft, wie Milans Körper gegen die Rinde gepresst

wurde, so als wollte der alte Baum ihn einsaugen und zerquetschen.

Tobis Arme schmerzten, seine Augen brannten wie Feuer und seine Ohren sausten von dem Lärm. Er hoffte, dass er genug Kraft haben würde, um nicht hineingezogen zu werden. Aber seine Sinne drohten zu schwinden. Im immer dichter werdenden Nebel konnte er kaum etwas erkennen. Alles war nur noch weiß in weiß.

Dann war er mit seiner Kraft am Ende, seine Finger rutschten ab und Tobi flog in den Raum. Er prallte auf den Baumstamm, der sich wie Eis anfühlte. Tobi war, als raube ihm etwas all seine Kraft. Mit einem Mal völlig windstill, kein Lüftchen ging mehr. Das Heulen verstummte. Es war fast wie im Vakuum. Tobi keuchte schwer. Er wollte nachsehen, was mit Milan war. Doch seine Augen waren immer noch wie geblendet. Die Stille währte nur wenige Sekunden. Dann brach eine Welle der Energie aus dem Baum und fegte ihn hinaus in die nachtschwarzen Wälder.

Der Nebel war eisig. Dörte wünschte sich, ihre Strickjacke hätte einen Kragen, der sich hochstellen ließ. Sie sehnte sich ihre dicke Wollmütze und ihre Thermoskanne mit Kräutertee herbei. Doch Tee und Mütze waren zu Hause auf der Kommode geblieben, als sie schlaftrunken um Schlag Mitternacht mit ihrer Wünschelrute in den Wald aufgebrochen war. Der Forst zeigte sich in bester Herbstmanier feucht und verhangen. Der Dunst ließ Dörtes rote Lockenpracht noch wuscheliger werden als sonst.

Hinter dem dünnen Nebelschleier strahlte der Vollmond so kräftig, dass sie ihre Stirnlampe wieder ausknipste. Sie brauchte sie nicht. Die Natur wies ihr den Weg. Auf dem diffus erhellten Weg schritt sie durch den Wald und zog ihre

Jacke enger um sich. Ihr war natürlich klar, dass Strickjacken mit Hochstehkragen erst noch erfunden werden mussten. Aber wünschen konnte man es sich ja. Vielleicht ging der Wunsch in Erfüllung.

Dörte schüttelte den Gedanken an die Jacke ab und tauchte weiter ein in diesen wabernden Schleier, in dem alle Geräusche dumpf und unwirklich klangen. Sie hielt ihre goldglänzende Wünschelrute mit beiden Händen fest und versuchte, sich nicht aufs Frösteln, sondern aufs Spüren der Naturkräfte zu konzentrieren. Nach ihren Recherchen mussten die Kräfte an diesem Tag außerordentlich stark sein. Es war der 22. September, der Tag der herbstlichen Tagundnachtgleiche, ein kosmisch hochgradig aufgeladenes Datum. Heute wollte sie noch einmal versuchen, am magischen Baumkreis im Fengerholz Energien aufzufangen. Seit sie diesen Ort vor einigen Jahren entdeckt hatte, übte er eine anhaltende Faszination auf sie aus. Er eignete sich wunderbar für Meditationen und Reisen in den eigenen Geist. Dass sie beim Erspüren von Energien mit der Wünschelrute bisher nie Erfolg gehabt hatte, lag sicher nur am schlechten Timing. Doch heute hatte sie das Gefühl, endlich zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein, um mit den spirituellen Mächten in Kontakt zu treten. Mit ihrer neuen von Meisterhand gefertigten Wünschelrute fühlte sie sich bestens vorbereitet.

Der Baumkreis zeichnete sich langsam im Nebel ab. Die mächtigen Stämme der alten Eichen wirkten wie Säulen, die von Riesen in einer fast perfekten Rundung in den Waldboden gerammt worden waren. Die Eichen standen dennoch so eng, dass ihre wuchernden Kronen zu einem einzigen Blätterdach verschmolzen. So trotzten sie wie eine lebendige, atmende Kathedrale seit Ewigkeiten Wind und Wetter.

In Dörtes Rute kam plötzlich Bewegung: Der schwungvoll gebogene Draht in ihren Händen zuckte. Ihr Herz machte einen Satz. Jetzt war die klamme Kälte, die sie

eben noch gespürt hatte, einer fiebrigen Erregung gewichen. Ihre Fingerspitzen wurden warm. Die Rute schien sie mit unsichtbarer Kraft stetig näher an den Baumkreis heranzuziehen, genau an die Stelle, an der ein Stamm fehlte. Sie hatte sich schon immer gefragt, wer eine so frevlerische und närrische Tat begehen konnte - einen Baumkreis zu durchbrechen, indem man einen der Bäume fällt, undenkbar! Sie wusste seit ihrem ersten Besuch, dass, wo einst eine weitere majestätische Eiche gestanden haben musste, nur ein abgehackter und längst vom Moos überwuchertes Baumstumpf zurückgeblieben war.

Dörte blieb plötzlich stehen. Der Baumstumpf war nun ebenfalls verschwunden. Statt seiner klaffte ein brutales Loch im Waldboden. Jemand hatte den Stumpf samt Wurzeln herausgerissen und weggeschafft. Doch wer und wozu? Sie grübelte.

Das Frösteln kam zurück und ließ ihr die Nackenhaare hochstehen. Dennoch überwog die Neugier. Dörte trat weiter vor und versuchte, durch den Nebel zu spähen. Täuschte sie sich oder glühte es schwach aus dem Loch, das der Stumpf hinterlassen hatte? Die Rute schlug wie wild hin und her, Dörte erwachte aus der Erstarrung. Noch ein paar Schritte ging sie vorwärts, bis sie direkt in das Loch hineinblicken konnte. Sofort war ihr, als drücke man ihr die Luft ab, als ziehe man ihr das Blut aus dem Kopf und die Füße unter dem Boden weg.

In dem Loch lag jemand. Tot. Es war ein Junge. Ein verkrümmter kleiner Körper. Er war nackt, grau in grau, die Haut runzlig wie bei einem Greis. Zudem war er von einem diffusen Schein umgeben, aus dem hin und wieder kalte Flammen herauszüngelten.

Dörte wurde schwindelig. Sie wollte nur noch weg hier. Sie taumelte nach hinten, ließ die Wünschelrute fallen, tat ein paar Schritte, kämpfte gegen die Ohnmacht. Hinter ihr kam ein geisterhaftes Heulen auf. Oder war das nur der Schock? Sie wollte loslaufen, stolperte über eine Wurzel und

fiel. Ihr Kopf prallte auf einen bemoosten Felsen, der aus dem Boden ragte. Ein dumpfer Schlag katapultierte sie in die Besinnungslosigkeit.

Kommissar Bernhard Hausmann hatte das Gefühl, dass seine Schritte immer schwerer wurden – und zwar mit jedem Meter, den er sich in den Wald hinein bewegte. Seine hellbraunen Wildlederschuhe schienen die Matschklumpen des Waldweges magnetisch anzuziehen. Und die Schlammschicht wurde dicker und dicker. Er blickte an seiner moosgrünen Cordhose hinunter, die sich wegen des feuchten Grases, durch das er zuvor schon gestapft war, fast bis zu den Knien vollgesogen hatte.

Dieser Tag ging wahrlich beschissen los. Lausig kalt war es geworden. In der kühlen Luft konnte der Kommissar seinen Atem sehen. Der verregnete Sommer hatte sich fast unbemerkt in einen trüben Herbst verwandelt – und dieser schickte sich an, bald ebenso unmerklich in einen feuchten Winter überzugehen. Hausmann glaubte, in naher Zukunft gäbe es wohl gar keine Jahreszeiten mehr, nur noch 12 Monate Mistwetter am Stück. Zumindest fühlte es sich so an.

Doch der Kommissar hatte eigentlich andere Probleme, als über das durch und durch miese Wetter in diesem Jahr nachzudenken. Warum zum Geier hatte man dicke Felsbrocken mitten auf den Weg gelegt, der hierherführte? Hausmann ärgerte sich, aber natürlich kannte er die Antwort: Damit niemand auf die Idee kam, mit dem Auto in den Wald hineinzufahren. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zum Tatort zu laufen, so mühselig das auch war. Der Fall machte es notwendig, dass er sich in aller Frühe durch den Wald kämpfte.

Kommissar Hausmann stapfte missmutig den Waldweg entlang. Er hatte nicht viel übrig für den wild wuchernden Mischwald um sich herum, obwohl dieser ein Kleinod in der Gegend darstellte, in der fast ausschließlich Nadelholz-Monokulturen zu finden waren. Hausmann konzentrierte sich

auf das Positive: Zum Glück konnte es nicht mehr allzu weit sein.

Die Baumreihen lichteten sich endlich. Hausmann trat zwischen zwei Eschen hindurch und kam auf eine Fläche, die eine kleine Lichtung sein könnte - wenn nicht mitten darin ein gewaltiger Baumkreis stünde. Massive Eichenstämme, in einer erstaunlich gleichmäßigen Rundung gepflanzt. Hier war er richtig, wenn er die Anweisung des Kollegen, der ihn aus dem Bett geklingelt hatte, korrekt im Gedächtnis hatte. Die Bäume waren rundherum mit rot-weiß gestreiftem Polizei-Absperrband umspannt.

Hausmann sah geradewegs durch den Baumkreis. Hinter den Baumreihen erkannte er einen Streifenwagen und zwei Kollegen. Wie zur Hölle waren sie mit dem Fahrzeug hierhergekommen? Er schnaubte, dann begann er den Baumkreis zu umrunden und schloss zu seinen Kollegen auf.

„Na, Sie kommen aber reichlich spät, Herr Sonderermittler“, sagte der junge Kollege, der sein schwarzes Haar in Gel ertränkt hatte.

Hausmanns Augen wurden schmal, aber er reagierte nicht auf die Spitze. Wie hieß der Kerl doch gleich? Spranger? Sprengel? Nein, Springer! Das passte. Vermutlich las der schleimige Kerl am liebsten die BILD-Zeitung.

„Kollege Springer, wenn Sie in Ihrer Wegbeschreibung am Telefon zufällig erwähnt hätten, wie man mit dem Auto hierherkommt, wäre es ein wenig schneller gegangen“, sagte Hausmann so ruhig wie möglich.

Springer zuckte mit den Schultern. „Das muss ich dann wohl vergessen haben, tut mir leid.“

Ohne weiter auf die Worte seines Kollegen einzugehen, kam Hausmann direkt zur Sache: „Wo ist die Verdächtige?“

„Im Krankenhaus, Herr Kommissar. Ist vor einer halben Stunde abgeholt worden, nachdem man ihr den Kopf verbunden hatte.“

„Und das Opfer?“

„In der Pathologie. Ist auch vor einer halben Stunde abgeholt worden.“

„Dafür, dass man hier angeblich nicht mit dem Auto hinkam, schien ein ziemlicher Verkehr zu herrschen“, dachte Hausmann. Er sah sich mürrisch um. Was sollte er nun hier? Wieso war er eine elend weite Strecke durch die Pampa gelaufen? Den ganzen Weg, wenn es hier nichts für ihn zu tun gab. Doch insgeheim war er froh, zu spät gekommen zu sein. Weil ihm so der Anblick des Opfers erspart geblieben war. Es genügte ihm völlig, wenn er sich später noch in der Gerichtsmedizin ein Bild vom ganzen Ausmaß der Grausamkeit machen.

Er wandte sich wieder an den Kollegen Springer. „Irgendwelche Spuren?“

Der Polizist wiegte langsam den Kopf hin und her. „Nichts, das wirklich vielversprechend aussieht. Es hatte geregnet und dann dieser ganze Nebel heute Morgen. Wenn es Spuren gab, sind sie längst in den Waldboden gesickert.“

Hausmann nickte. Das klang logisch. „Wer hat die Polizei alarmiert? Sie sagten, Sie haben die Verdächtige hier bewusstlos aufgefunden.“

„Ja, so ist es, Herr Kommissar. Ich weiß nicht, wer angerufen hat. Vermutlich ein Pilzsammler, der anonym bleiben wollte oder Angst hatte, selbst verdächtigt zu werden. Die streunen doch den ganzen Tag durch den Wald. Oder vielleicht ein Geist, Herr Kommissar.“

Hausmann brummte. Er hasste es, wie Springer das Wort „Kommissar“ aussprach. Es klang wie „Arschloch“ aus seinem Mund. Er beschloss, der Frage nach dem Anrufer später nachzugehen, womöglich war die Rufnummer des Melders dokumentiert worden. „Ich sehe mich mal um“, sagte er zum Kollegen und ließ ihn stehen.

Dieser wandte sich dem anderen Beamten zu, der im Streifenwagen saß und auf seinem Handy herumtippte.

Hausmann trat unter der Polizeiabspernung hindurch und mitten in den Baumkreis hinein. Er blickte nach oben.

Die Blätter formten ein fast durchgängiges Dach, das den Kreis wie einen Dom erscheinen ließ. Nur an einer Stelle befand sich seitlich eine kleine Lücke. Hausmann zählte. Von ehemals zwölf Eichen fehlte eine. Dort, wo sie einst stand, klaffte eine Wunde im Boden. Erneut blickte Hausmann nach oben. Die Lücke im Dach war nicht so groß, wie sie hätte sein müssen, wenn der Baum erst kürzlich gefällt worden wäre. Die angrenzenden Bäume hatten sich weiter ausgebreitet und begonnen, das Dach zu schließen. Hausmann kramte ein kleines ledernes Notizbüchlein hervor und notierte sich seine Beobachtung.

Er ging weiter zu der Stelle, an der der Baum fehlte. Rund um das Loch waren Markierungen mit Zahlen aufgestellt worden, welche üblicherweise für die Beweissicherung verwendet wurden. Er stutzte. Wenn man nichts gefunden hatte, warum dann die Schilder? Arbeitssimulation? Gewohnheit? Nachher würde er sich den Bericht der Spurensicherung geben lassen. Springer traute er nicht über den Weg.

In dem Loch musste das Opfer gelegen haben. Er ging näher heran und sah direkt hinein. Es sah roh aus, als hätte jemand mit Gewalt den Wurzelballen entfernt. Im Loch stand ein weiteres Schild und am Boden lag eine Substanz, die aussah wie Kalk oder helle Asche. Es war kaum mehr als ein winziges Häufchen. Langsam verstand er, warum man ihn gerufen hatte. Als Sonderermittler war es seine Aufgabe, rätselhaften Fällen nachzugehen. Oder um es mit den Worten der meisten Kollegen zu sagen: den Fällen, auf die niemand Lust hatte. Springer vermutlich auch nicht. Hausmann hörte noch, wie eine Autotür zugeknallt und ein Motor gestartet wurde.

Er wandte sich um und stolperte ein paar Schritte vorwärts. „Hey, Kollegen, wartet doch kurz, ich fahre mit!“

Doch der Streifenwagen ratterte schon über den Schotterweg davon.

Drecksäcke, dachte Hausmann. Man könnte ihm wirklich ein Mindestmaß an Respekt entgegenbringen.

Ein Schatten huschte durch sein peripheres Sichtfeld. Hausmann drehte den Kopf in die Richtung, in die er verschwunden war. Doch da war nichts. Er sah sich weiter um – im ganzen Umkreis war keine Menschenseele zu sehen, er war allein. Aus dem Augenwinkel sah er dann ein bläuliches Glimmen, das aus dem Loch zu kommen schien. Er drehte den Kopf wieder zurück. Sofort war es verschwunden. Spielten ihm seine Sinne einen Streich?

Noch einmal trat er einmal an das Loch heran und sah hinein. Ein Windstoß kam unvermittelt auf und fegte durch Hausmanns Haare. Er zuckte zusammen, plötzlich fröstelte es ihn. Gelbe Blätter segelten zu Boden. Dann wisperte etwas. Es klang kilometerweit entfernt. Hausmann konnte keine Worte verstehen, er wusste nicht einmal, ob es nur das Säuseln des Windes war oder eine gehauchte Botschaft. Instinktiv ging er rückwärts vom Loch weg.

Dieses frühe Aufstehen bekam ihm nicht. Er sollte nach Hause gehen und sich krankmelden. Doch er wusste, dass das eine Illusion war. Denn Pflicht war Pflicht. Und dieser mysteriöse Fall würde ihm am Arsch kleben wie Sekundenkleber an den Fingern. Das war ihm bereits jetzt klar. Seufzend steckte er sein Notizbuch ein, kramte einen Schokoriegel aus der Jackentasche und trat den Rückweg an.

Er war blind! Blind von weißem Licht. Und er taumelte. Keinen klaren Gedanken konnte er fassen. Er spürte ein Brennen in der Lunge wie Säure, ein Pochen in den Schläfen wie von einem Gummihammer, der gegen den Schädel schlug. Und er bekam keine Luft, das Licht erstickte ihn. Dennoch rannte er weiter, prallte von irgendetwas ab,

wurde zerkratzt, stürzte, kroch auf allen vieren. Es war feucht, es war kalt, es war schmierig. Er glitt aus und rappelte sich wieder hoch. Er rannte um sein Leben - hinein ins Unbekannte, weg vom Grauen hinter ihm.

War es noch da? Er spürte nichts. Er sah nichts, nur dieses grelle konturlose Weiß, das ihn umgab. Wieder kam die Panik hoch und er hetzte weiter. Der Boden wurde fester, gab ihm Halt. Ein kurzer Moment der Hoffnung. „Hilfe!“, wollte er rufen, doch kein Laut kam aus seiner Kehle.

Ein Rumpeln, dann ein schrilles Quietschen. Es hatte ihn gefunden! Ihn traf ein Schlag gegen die Hüfte und er ging zu Boden. Ein wenig schlitterte er weiter, blieb benommen liegen. Das war es nun, es hatte ihn eingeholt. Seine Sinne schwanden. Worte drangen an sein Ohr wie durch dicke Woldecken gemurmelt. Er verstand sie nicht.

Kommissar Hausmann starrte auf den Notizzettel mit der Anschrift der Zeugin und grübelte. Er sah hoch. Hier musste es sein. Am Eingang der Kleingartenanlage stand groß und deutlich „KGA Neue Hoffnung - Am Breiten Rasen 66“. Hier sollte jene Dörte Wagner wohnen, die am Tatort gefunden worden war und die man nach einer halbstündigen Behandlung wieder aus dem Krankenhaus entlassen hatte - ohne ihn zu informieren.

Hausmann war es leid, ständig allen hinterherzurennen. Jetzt würde er dieser Frau auf den Zahn fühlen. Er legte den Notizzettel in die Aktenmappe, klemmte sie unter den Arm und öffnete das schmiedeeiserne Tor der Gartenanlage. Hausmanns Schuhe knirschten auf dem groben Schotter und kündigten sein Kommen weithin an. Anschleichen war hier keine Option.